

Beim Zahnarzt - auf amerikanisch

Autor(en): **Huber, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 7

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751624>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hatte, um Zeit zu haben, sein Vertrauen zu gewinnen und ihm um so leichter die Tochter zu entführen. Und daß dem so gewesen, daran zweifelte er nicht, und bekam es auch bald vom Feldscher bestätigt, der ihm verriet, daß dem Offizier nicht das Geringste gefehlt habe und daß er, der Feldscher, nur aus Angst vor der Peitsche darauf eingegangen sei, ihm bei der Komödie behilflich zu sein.

Als Simeon Wyrin von der Krankheit einigermaßen wiederhergestellt war, bat er den Postmeister um einen zweiwöchentlichen Urlaub. Ohne jemand ein Wort zu sagen, begab er sich auf die Suche nach der Tochter. In Petersburg nahm ihn ein ehemaliger Regimentskamerad auf. Bald erfuhr er, daß der Rittmeister Minski im Demutov-Gasthof wohne, und beschloß, ihm einen Besuch zu machen.

Am frühen Morgen erschien er im Vorzimmer des Offiziers. Der Bursche, der gerade damit beschäftigt war, die hohen Stiefel des Herrn zu putzen, erklärte ihm, daß der Rittmeister noch schlief und vor elf Uhr niemals und niemanden empfinde. Simeon Wyrin ging fort und kehrte zur angesagten Zeit zurück. Minski kam im Schlafrock heraus. — «Was willst du?» fragte er. — Das Herz des Alten pochte auf. Tränen stiegen ihm in die Augen. — «Euer Hochwohlgeboren... haben Euer Hochwohlgeboren Erbarmen...» Das war alles, was er zu stammeln vermochte. Minski sah ihn von oben bis unten an, führte ihn ins Arbeitszimmer und schloß hinter sich die Tür. — «Euer Hochwohlgeboren», sprach der Alte. «Geben Sie mir meine arme Dunja zurück. Sie haben sicherlich schon lange von ihr genug. Lassen Sie doch das Mädchen nicht unnützlich zugrunde gehen.» — «Was geschehen ist, ist geschehen», meinte der junge Mann. «Schuldig bin ich vor dir, und will es auch zugeben und dich um Verzeihung bitten, aber von Dunja abzulassen, kommt gar nicht in Frage. Sie wird glücklich werden, ich verspreche es dir auf Ehrenwort. Was willst du von mir? Sie liebt mich, hat die Vergangenheit vergessen.» Dann steckte er ihm etwas in den Ärmelumschlag, öffnete die Tür, und Simeon Wyrin wußte gar nicht, wie er sich plötzlich auf der Strafe befand.

Er blieb lange unbeweglich stehen. Dann entdeckte er die Papiere hinter dem Ärmelumschlag. Es waren lauter Fünfzig-Rubel-Noten. Wieder kamen ihm Tränen in die Augen — Tränen des Zorns! Er zerknüllte das Geld, warf es zu Boden, trat darauf mit dem Stiefelabsatz und ging davon... einige Schritte nur, blieb wieder stehen, überlegte... und kehrte um, doch waren die Banknoten nicht mehr zu sehen. Ein gut gekleideter Herr, als er ihn erblickte, rief einen Wagen herbei, sprang hinein und rief: «Vorwärts!»... Und Simeon Wyrin dachte nicht mehr daran, dem Verlorenen nachzujagen...

Zwei Tage später begegnete ihm auf der Straße ein elegantes Gespann. Er erkannte im Fahrgast den Rittmeister Minski. Der Wagen blieb vor einem dreistöckigen Haus stehen. Der Husar verschwand im Eingang. Nun erhielt ein Einfall die düstern Gedanken des armen Postvorstehers. Er ging auf den Kutscher zu: «Wem gehören die schönen Pferde, Brüderchen? Sind sie wohl des Rittmeisters Minski?» — «Ganz recht, aber was willst du?» — «Dein Herr hat mir Befehl gegeben, seiner Dunja einen Zettel zu bringen, doch habe ich ganz vergessen, wo seine Liebste wohnt.» — «Hier, im zweiten Stock. Aber du bist schon zu spät. Jetzt ist er selber bei ihr.» — «Macht nichts, Brüderchen, es ist immer besser, wenn ich den Auftrag ausführe.» — Und er stieg die Treppe hinauf.

Die Tür war geschlossen. Er klingelte. Einige qualvolle Sekunden vergingen, ehe der Schlüssel klirrte. Die Tür wurde aufgemacht. — «Ist es wohl hier bei Awdotia Simeowna?» — «Ja, hier ist es», antwortete das junge Dienstmädchen. «Doch was wünschst du hier?» Ohne zu antworten, trat der Postvorsteher in den Salon. «Halt, halt!» rief das Mädchen. «Awdotia Simeowna hat Gäste.»

Doch Simeon Wyrin achtete nicht darauf und ging weiter. Die beiden ersten Zimmer waren dunkel, im dritten brannte Licht. Er sah Minski nachdenklich im Sessel sitzen. Dunja saß neben ihm auf der Seitenlehne. Sie war sehr auffallend nach der letzten Mode gekleidet. In wortloser Zärtlichkeit fuhrn ihre beringten Finger über das schwarze Haar des Geliebten. — Armer Simeon Wyrin! Noch nie war ihm die Tochter so schön erschienen wie in diesem Augenblick! Er betrachtete sie voll Stolz und Wehmut. «Wer ist da?» fragte sie ängstlich. Er schwieg. Dunja hob den Kopf... schrie auf und fiel ohnmächtig zu Boden. Der erschreckte Minski eilte ihr zu Hilfe, erblickte indessen auf einmal den Postvorsteher und ließ Dunja auf dem Teppich liegen. Mit zornig flackernden Augen näherte er sich Simeon Wyrin: «Was willst du? Warum verfolgst du mich? Willst du mich umbringen? Scher dich gefälligst heraus!» Und er packte ihn am Kragen und warf ihn aus der Wohnung hinaus.

«Nun lebe ich schon das dritte Jahr ohne Dunja», schloß er die Erzählung. «Sie hat mir nie ein Sterbenswörtchen geschrieben. Wer weiß, was aus ihr geworden ist. Sie ist nicht die erste und nicht die letzte, die aus der Bahn kommt. In Petersburg gibt es genug davon. Heute gehen sie in Samt und Seide, morgen fegen sie die Straßen. Wenn ich denke, es könnte ihr gleiches geschehen, dann möchte ich sie lieber tot wissen.»

Der von Tränen unterbrochene Bericht des alten Mannes hatte mich tief beeindruckt, und ich dachte noch lange an ihn und seine schöne Tochter.

Kürzlich reiste ich zum dritten Male in der Gegend umher und erinnerte mich natürlich meines alten Freundes. Simeon Wyrins Poststation existierte aber nicht mehr. Ich erfuhr, daß er selber seit einem Jahr tot sei und daß in seinem Häuschen ein Bierbrauer wohne. «Wie ist er denn gestorben?» fragte ich die Bierbrauerfrau, die mir die Tür öffnete. — «Vom Suff, Väterchen, vom Suff», erwiderte sie. — Ich wollte das Grab sehen. Um mir den Weg nach dem Friedhof zu weisen, rief das dicke Weib einen rothaarigen, krummbeinigen Jungen herbei, der im Hof mit einer Katze spielte. — «Hattest du den Toten gekannt?» fragte ich ihn unterwegs. — «Gewiß, gewiß, wie sollte ich ihn nicht kennen. Er hat mich gelehrt, Flöten zu schneiden.» — «Und die Reisen, erinnern sie sich manchmal noch seiner?» — «Reisende? Da gibt es nun nicht mehr viel. Im Sommer war wohl eine Dame hier. Die hatte sich nach ihm erkundigt...» — «Eine Dame?» — «Ja, eine richtige Dame.

Sie kam in einem Gespann zu sechs Pferden. Drei Kinder hatte sie mit, eine Amme und einen schwarzen Mops. Eine ganz vornehme Dame war es. Als sie hörte, daß der Alte nicht mehr lebte, fing sie an zu weinen und wollte das Grab sehen. Sie sagte aber, sie kenne den Weg.» Wir erreichten den Friedhof. — «Hier ist es.» Und der Junge zeigte auf einen Sandhügel, über dem ein schwarzes Kreuz mit einem Heiligenbild aufgerichtet war. — «Und die Dame, sagst du, ist bis hierher gekommen?» — «Jawohl», erwiderte er. «Sie blieb sogar sehr lange auf dem Friedhof. Dann ging sie ins Dorf, ließ den Popen kommen und gab ihm viel Geld... aber auch mir hat sie etwas gegeben, ganze fünf Silberkopeken... eine ganz große Dame war es...»

Ich steckte dem Jungen ebenfalls fünf Silberkopeken zu und bedauerte nicht mehr, daß ich den langen Weg gemacht hatte, um das Schicksal des Postvorstehers und seiner schönen Tochter zu erfahren.

Beim Zahnarzt — auf amerikanisch

Von Konrad Huber

In das luxuriöse Zahnatelier Dr. Cooks am Madison-Square zu New York schwebt eine mit diskreter Eleganz gekleidete schöne junge Dame und offenbart dem famosen «Menschenfreund» unter Tränen ihr Mißgeschick. Sie sei soeben mit ihrem Gatten, einem englischen Baronet, auf einer Weltreise begriffen und habe mit ihm bis vor kurzer Frist unter dem wolkenlosen Himmel ihres ehelichen Glückes gelebt. Aber plötzlich sei aus diesem heiteren Himmel ein schrecklicher Blitz auf sie niedergefahren: der Baronet habe mit einem Male ganz fürchterlichen Zahnschmerz verspürt, der unheimlich rasch immer weiter um sich griff, so daß nunmehr sein halbes Gebiß betroffen sei.

«O wie bedauerlich!» rief Doktor Cook höchst gefühlvoll, «aber trösten Sie sich: Ihr Gemahl wird am Leben bleiben!»

«Ach, hören Sie, Doktor, ich bin noch nicht zu Ende! Das Schrecklichste kommt noch; mein Mann ist durch keine Macht der Welt dazu zu bringen, sich die erkrankten Zähne ziehen zu lassen!»

«Er wird es, Mylady, ich schwöre: er wird es! Der Nerv wird ihm gehörig ins Gewissen reden! Er wird bohren, klopfen, stechen, reißen — haha — ja ihn sozusagen zu mir herreißen, sag' ich Ihnen!»

«Ach, scherzen Sie nicht, Sie schlummer Doktor! Mein Mann ist in dieser Hinsicht unbesiegbar. Dabei tobt der Aermste vor Schmerz bei Tag und bei Nacht, rennt mit dem Kopf gegen die Wände, brüllt dazu in einem fort nur den schrecklichsten Unsinn und ist in der Tat bereits völlig geistesgestört.»

«By Jove, das ist allerdings eine äußerst fatale Geschichte!» erklärte der Zahnarzt mit plötzlich bedenklicher Miene. Ein Patient von solchem Kaliber ist leider auch für meine Kunst ein Problem. Ihm wider seinen Willen mehrere Zähne zu ziehen, ist nur mit Gewalt und nach seiner Betäubung möglich. Die wichtigste Frage aber ist zweifellos die: wie wollten Sie das Kunststück fertigbringen, Ihren nach ihrer Meinung total ver... ich wollte sagen: in seinem seelischen Gleichgewicht so sehr gestörten Gatten zu einem Besuche bei mir zu bewegen?»

«Ach, bester Doktor, das lassen Sie nur meine Sorge sein! Ich werde bestimmt einen Vorwand finden, um ihn in Ihre — Privatwohnung zu locken. Um den Aermsten von seinen Qualen zu erretten, will ich selbst vor einer kleinen Unwahrheit nicht zurückschrecken. Und wenn ich ihn erst einmal hier bei Ihnen habe...»

«Dann können Sie völlig beruhigt sein, Mylady!» erwiderte Dr. Cook, sich zufrieden die Hände reibend. «Einem Träger von Wahnideen gegenüber bin ich berechtigt, Gewalt anzuwenden, wenn es zu seinem Besten geschieht. Darf ich fragen, Mylady, ist Ihr Gatte sehr kräftig?»

«Ganz ungemein kräftig, bester Doktor! Auch gilt er in England drüben als trefflicher Boxer.»

«By Jove! ich werde bei meinen Maßnahmen darauf Rücksicht nehmen. Sobald Ihr Gemahl in meiner Privatwohnung erscheint, werden sich zwei, oder sagen wir lieber, drei meiner kräftigsten Assistenten seiner annehmen und ihn — natürlich auf die schonendste Art! — in die Zwangsjacke stecken.»

«Entsetzlich! Ach, bester Doktor, seien Sie wirklich nur ganz behutsam!»

«Aber natürlich, Mylady. Das weitere überlassen Sie vertrauensvoll mir, und nach einem etwa von Ihnen zur Beruhigung Ihrer Nerven unternommenen kurzen Spaziergang werden Sie Ihren Gemahl erlöset und beglückt in Empfang nehmen dürfen. Uebrigens, welche Zähne sind es denn, die ihn so martern?»

«Die — Backenzähne, bester Doktor.»

«Well, ausgezeichnet. Das hab' ich mir gleich gedacht. Sie können sich auf meine sichere Hand verlassen! Ich

werde also morgen die Ehre haben, Mylady, Sie als Begleiterin Ihres verehrten Herrn Gemahls sogleich nach dem Lunde in meiner Wohnung erwarten zu dürfen.»

«Meine Dankbarkeit, bester Doktor, wird grenzenlos sein!» hauchte die Dame mit huldvollem Nicken und schwebte mit hoffnungsvollem Lächeln zur Türe hinaus.

*

Am nächsten Tage stoppte vor einem der führenden Juwelierläden New Yorks ein rassischer Chrysler. Eine vornehme Dame entstieg dem Wagen, trat in das Geschäft und wählte binnen einer Viertelstunde zur Freude des Geschäftsinhabers ein prachtvoll mit Brillanten besetztes Diadem und ein Perlenkollier im Gesamtwert von 25 000 Dollar aus. Da die Marquise von Azincourt diesen hohen Betrag natürlich nicht mit sich führte, erbat sie sich die Begleitung eines Angestellten, um ihm die Summe in ihrer Wohnung auszuliegen. Der Inhaber der Firma, entzückt über das famose Geschäft und bezaubert von der vornehmen Schönheit seiner Kundin, anerbott sich in ritterlicher Weise selbst zu dieser Mission, nahm die den Schmuck enthaltende Schatulle und ließ sich respektvoll im Fond an der Seite der Frau Marquise nieder, die dem Chauffeur die Ordre erteilte, heimzufahren. Nach zehn Minuten hielt der Wagen vor einem eleganten Hause am Madison-Square. Man stieg die Treppe empor, ein hünenhafter Mann, vermutlich ein Kammerdiener, öffnete unter tiefer Verbeugung die Tür. Diese ließ zu und im selben Augenblick stürzten sich der «Kammerdiener» und noch zwei andere Männer auf den Juwelier, der vor Entsetzen die Schatulle fallen ließ und aus Leibeskraft «Zu Hilfe! Diebe, Räuber und Mörder!» zu brüllen begann. Sein verzweifelter Widerstand war aber durchaus vergeblich. «Aha, ein kleiner Anfall!» rief lächelnd Dr. Cook mit einem «Kennerblick» auf den Juwelier, der — bereits in der Zwangsjacke steckend — im Operationsraum verschwand und überreichte der Lady mit eleganter Verbeugung die Schatulle. «Wenn Sie, Mylady, sich gütigst im Salon gedulden oder im Freien ergehen wollen — wie es beliebt! Ich bitte nur um eine halbe Stunde Urlaub, worauf Sie Ihren Gatten zurückerhalten.» Die Lady drückte schluchzend dem Doktor die Hand und verließ mit ihrer Schatulle die Wohnung.

Der Juwelier aber lag schon betäubt auf dem Operationsstuhl. Einer der Assistenten hatte ihm blitzschnell eine «Maske» aufs Gesicht gedrückt und der «Wahnsinnige» wurde sogleich bewußtlos. Als er nach einiger Zeit erwachte, war es ihm recht dumpf im Kopf und so eigentümlich leer im Munde. Vor ihm aber stand freundlich lächelnd Dr. Cook. «Meinen Glückwunsch, Sir!» begann er und zeigte auf ein Täfelchen, das neben dem Stuhl stand. «Hier sehen Sie die vier Urheber Ihrer Qual. Haben Sie noch Schmerzen?»

Der Kaufmann startete den Arzt wie geistesabwesend an, dann fuhr er sich mit dem Finger in den Mund. Im nächsten Augenblick war ihm das Entsetzliche klar.

«Die Frau Gemahlin wird eine große Freude haben, Sie wiederhergestellt zu sehen», fuhr der Arzt fort, «sie wird sofort erscheinen.» — «Wo ist sie, diese Betrügerin, die Verbrecherin?!» Hilfe, Räuber, Diebe! — Der Doktor winkte seinen Assistenten und griff zur Zange. «Er bekommt neuerlich einen Anfall!» rief er. «Es muß noch ein fünfter heraus.» — Aber der unglückliche Juwelier hatte sich schon losgerissen und war wie ein Rasender die Treppe hinuntergestürzt. — Seine Pretiosen hat er nie wieder gesehen. Dr. Cook aber, der unwissentlich zum Mitschuldigen einer beispiellosen Gaunerei geworden war, hat ihm zur Sühne eine quitierte Rechnung über vier Zahn-Extraktionen geschickt.